

Vom Stöbern im Genesisgelände der Sprache

Bemerkungen zu einem Übersetzungsworkshop in der Schule von Matthias Göritz

Über das Übersetzen ist viel gesagt, viel geschrieben worden; allein die in den letzten Jahren in den Ring geworfenen Metaphern über diese literarische Tätigkeit reichen vom „Tanzen in Ketten“, dem „Übersetzen als Umzug“ bis zur „Überseezung“, die der Übersetzer für dieses Handwerk besitzen müsste. Ja, selbst die Science Fiction, mit ihren intergalaktischen Begegnungen, den Schwierigkeiten der Kommunikation unter völlig divergierenden Lebensformen und den daraus erwachsenden Konflikten, hat sich dem Problem angenommen: in Gestalt des „Babel-Fischs“, den man sich einfach ins Ohr steckt, um dann durch dessen Einflüsterungsleistungen alles zu verstehen. (Erfunden hat den Babel-Fisch übrigens der grandiose Genreautor Douglas Adams; der schlaue Fisch löst im Romanwerk **Per Anhalter durchs All** allerhand Probleme).

Doch bleiben wir auf der Erde, nehmen wir uns kurz Zeit, um ein außergewöhnliches Projekt zu betrachten, nämlich das Übersetzen als Workshop in einer Schule anzubieten: eine Idee von litprom, die den Kontakt zwischen Übersetzer, Autorin und Schule vermittelte. In meinem Fall war es das Goethe-Gymnasium in Bensheim.

Dort traf ich auf Schüler eines Orientierungskurses Englisch der Jahrgangsstufe 11 gemeinsam mit ihrem Lehrer, um mit ihnen über das Übersetzen zu sprechen. Sie wollten mehr über dieses schöne, aber verzwickte Handwerk erfahren. 19 Schüler waren da, im Schnitt 17 Jahre alt. Sie waren von der Schulleitung für diesen Tag freigestellt worden, in Nach-Pisa-Zeiten eine gute, und, wie ich denke, Richtung weisende Entscheidung. Wenn ich Schülern ein Gebiet oder ein Thema nahe bringen soll, dann mache ich sie am liebsten mit der Praxis bekannt. Entweder ich lasse sie eigene Gedichte oder Texte schreiben, oder, wie in diesem Fall, etwas übersetzen. Danach diskutieren und verbessern wir die Ergebnisse. An diesem Tag haben wir uns mit drei Kurzgeschichten der indischen Autorin Easterine Kire Iralu beschäftigt, die sie im Original auf Englisch geschrieben hat. Vier Gruppen haben jeweils gemeinsam einen Ausschnitt aus den ihnen anvertrauten Geschichten übersetzt – das hieß zunächst einmal auch, sich die Fremdheit des Textes, seine völlig unbekanntem historischen Hintergründe, bewusst zu machen. Niemand hatte vormals vom Nagaland gehört, einer umstrittenen Region im Nordosten Indiens, mit eigener Sprache und ganz eigener jahrhundertealter kultureller Tradition, in anderen Worten: Niemand kannte die Kontexte, in denen sich dieser Text bewegt. Der Übersetzer ist ja zunächst einmal ein genauer Leser. Bei der ersten Übertragung beginnt der Leseprozess sich in eine Art Aneignung zu verwandeln; die eigene Sprache wird ihm fremd, und es dauert, bis die ersten Sätze einigermaßen geschmeidig klingen. Übersetzen ist eine Arbeit, die nur ganz am Anfang mit dem Nachschlagen unbekannter

Wörter zu tun hat. Die Schülerinnen und Schüler haben sich mit Feuereifer in die ihnen gestellte Aufgabe geworfen. Sie begannen zu entdecken, dass die eigene Sprache, das Deutsche, ganz andere Strukturen hat als das Englische; sie begannen, über Klänge nachzudenken, die Bedeutung der Satzstellung, die Rhythmen und Geschwindigkeiten, die sich durch die unterschiedliche Betonung im Verhältnis von Haupt- und Nebensätzen herstellen lässt. Die Schwierigkeiten, englische Partizipien zu übertragen wurde deutlich. Und die trügerische Präzision von Adjektiven und Adverbien, die oftmals in literarischen Texten – nicht nur aus der Übersetzung herrührend – extreme Platitüden darstellen.

Das Übertragen von Easterines Texten glich einer beginnenden Erkundungsreise in das, was der Dichter und Übersetzer Peter Waterhouse einmal das „Genesisgelände der Sprache“ genannt hat. Gerade auch das Vergleichen und Diskutieren der Entscheidungen, die zu einer bestimmten Wortwahl oder Satzfügung geführt hatte, wenn etwa wie im Fall der Erzählung „Cherry Blossoms in April“ (Kirschblüten im April), zwei Versionen vorlagen, führte zu intensiven Auseinandersetzungen darüber, was in einem Text eigentlich geschehen kann, damit er in einer Übersetzung zumindest lesbar, und, nach viel mehr investierter Zeit, dann auch gut wird. Sowohl die Schüler als auch der Lehrer, Herr Walther, würden einen solchen Workshop gern weiterführen; sie schrieben mir, dass der Kurs von diesem Tag „gehörig profitiert“ hätte. Die Begegnung mit der Autorin, Frau Easterine Iralu, die dann etwas später an dieser Schule auch noch stattfand, hatte dann natürlich eine ganz andere Qualität, als das zwischen Publikum und Autor normalerweise der Fall wäre.

Das Übersetzen in dieser Form als Schulprojekt anzubieten, fügt den vielfältigen Aktivitäten von litprom eine Facette hinzu, der ebenso viel Aufmerksamkeit wie Nachahmer zu wünschen wären.

Der Übersetzer Matthias Göritz ist Romanautor, Lyriker und Übersetzer, u. a. von John Ashbery, Rae Armantrout und Nicholson Baker. Göritz eigene Werke sind mit zahlreichen Stipendien und Preisen ausgezeichnet worden, u. a. erhielt er für seinen Roman **Der kurze Traum des Jakob Voss** den Mara-Cassens-Preis, den Hamburger Literaturpreis und den Jury Preis des Bayerischen Rundfunks. Matthias Göritz lebt in Frankfurt am Main.

Die Autorin Easterine Kire Iralu ist im nordostindischen Nagaland geboren, setzte sich als Journalistin und Schriftstellerin mit dem gewaltsamen Konflikt zwischen Naga-Bevölkerung und indischer Zentralregierung auseinander, der sie zum Verlassen des Landes zwang. Auf Einladung des Internationalen Netzwerks „Städte der Zuflucht“ kam sie 2005 nach Norwegen, wo sie noch heute lebt. 2010 erschien ihr Buch **Tage des Zorns** in der Übersetzung von Mayela Gerhardt auf Deutsch im Verlag Brandes & Apsel.

Siehe Porträt von Easterine Kire Iralu S. 18



© Privat

Aus der Werkstatt der Schüler:

Kirschblüten im April

April 1944. Der Einmarsch der Japaner in Kohima und den Naga Dörfern im Osten kam so plötzlich, dass die ganze Gegend sofort überrollt wurde. In dem Dorf Rusoma waren die Menschen unruhig und verunsichert. Das Gefühl von Unbehagen hatte sich über die nördlichen Angami Dörfer ausgebreitet, bis ganze Völkerscharen ihre Dörfer verließen und begannen in den Feldern ihre Zelte aufzuschlagen. Die Einwohner von Kohima waren schon lange geflohen und suchten Schutz in kleinen Strohhütten. Nun suchten sie Nahrung im Wald und kehrten nachts zu ihren Dörfern zurück, um das Getreide aus ihren Silos zu holen.

In den ersten Monaten verließen die Bewohner Rusomas ihr Dorf nicht. Sie hatten zwar nicht das Gefühl in unmittelbarer Gefahr zu schweben, jedoch als die Dorfältesten auf den Einmarsch der Japaner warteten und sie diese näher kommen sahen, verließ sie der Mut. Zu ihrem Erstaunen sprach einer der Männer ein wenig Englisch und Hindi und übersetzte, was sein Anführer zu ihnen sagte. „Wenn ihr uns Essen und Schutz bietet, wird euch nichts zustoßen. Wir sind eure Freunde, und sind gekommen, um euch von den Briten zu befreien. Habt keine Angst, wir werden euch nichts tun“.

Als die anfängliche Nervosität verflogen war, nahmen die Dorfältesten die Japaner in Empfang, die sich daraufhin das Gaonbura-Haus als Bleibe aussuchten, da es geräumig war und (ihnen) einen guten Blick auf die Straße zum Dorf bot. Allerdings konnten die Dorfbewohner ihr Misstrauen den Männern gegenüber, die ihnen so ähnlich sahen, jedoch eine völlig andere Sprache sprachen, nie ganz ablegen.

Die Japaner baten um Essensrationen, welche ihnen die Dorfbewohner mit der, für die Naga typischen Gastfreundschaft überbrachten. Kein um Essen bittender Gast wurde jemals abgewiesen, auch wenn er später zum Feind hätte werden können. Nachdem die japanischen Offiziere ihr Lager in dem Gaonbura-Haus aufgeschlagen hatten, kamen immer mehr Soldaten in das Dorf, welche die Dorfbewohner ebenfalls um Essen baten, wofür diese in einigen Wochen entschädigt werden würden. Aufgrund ihrer freundlich formulierten Bitte fühlten sich die Dorfbewohner ihnen gegenüber verpflichtet. Doch wegen der nun drohenden Gefahr eines britischen Angriffs waren sie den Japanern gegenüber zweifellos misstrauisch. Jedoch hatten ihnen diese und ihre indianischen Kundschafter versichert nicht lange zu bleiben. (...)

Patricia Articus, Isabel Breyer, Julia Stechmann, Michelle Rutschmann

Kirschblüten im April

April 1944. Der japanische Vorstoß in Richtung Kohima und der Naga Dörfer im Osten kam so plötzlich, dass die Gegend augenblicklich überannt wurde. Die Menschen aus dem Dorf Rusoma waren rastlos und verunsichert. Ein Gefühl von Unbehagen hatte sich über die nördlichen Angami Dörfer ausgebreitet bis ganze Bewohner das Dorf verlassen haben und begannen ihr Lager im Feld aufzuschlagen. Die Bevölkerung von Kohima ist schon seit langem geflohen und benutzt kleine Strohhütten als Unterschlupf, auf der Suche nach essbarem in den Wäldern. Des Nachts kehrten sie zu ihren Dörfern zurück um Getreide aus den Kornspeichern zu holen.

In den ersten Monaten verließen die Bewohner Rusomas nicht ihr Dorf. Sie fühlten sich nicht unmittelbar bedroht. Und dennoch, als die Japaner einer Kolonne auf das Dorf zu marschierten, erwarteten die Ältesten sie mit schwindendem Mut. Zu ihrer Überraschung sprach einer der Japaner ein wenig Englisch und Hindi und übersetzte das, was sein Anführer ihnen sagen wollte. „Wenn ihr uns Essen und Unterkunft gebt, werden wir euch kein Leid zufügen. Wir sind eure Freunde und gekommen um euch von den Briten zu befreien. Habt keine Angst. Wir werden euch nichts tun.“ Erleichtert empfingen die Ältesten die Japaner, welche sich das Gaonbura Haus als Quartier aussuchten, da es geräumig war und einen guten Blick auf die Straße bot, die zum Dorf führt. Trotz allem verließ das Misstrauen gegenüber diesen Männern, die ihnen so ähnlich waren, aber eine merkwürdige Sprache sprachen, nie die Herzen der Ältesten.

Die Japaner fragten nach Rationen, die ihnen die Dorfbewohner im Namen der traditionellen Naga Gastfreundschaft gaben. Kein Gast, der Nahrung benötigte, wurde je abgewiesen. Dass dieser sich später als Feind herausstellen konnte, war kein Grund ihm dies zu verweigern. Nachdem die japanischen Offiziere ihr Lager im Gaonbura Haus aufgeschlagen haben, kamen mehr und mehr Soldaten in das Dorf. Außerdem fragten die Japaner die Dorfbewohner ob sie ihnen mit dem Essen helfen können, für das sie in ein paar Wochen entschädigt werden würden. Ihre Nachfrage war höflich gestellt. Die Dorfbewohner fühlten sich verpflichtet. (...)

Xenia Winter, Janosch Förster, Patrick Bösel, Laura Weber



© litprom